

Peter A. Berger
Ronald Hitzler (Hrsg.)

Individualisierungen

Ein Vierteljahrhundert
„jenseits von Stand und Klasse“?



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2010

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2010

Lektorat: Frank Engelhardt

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist eine Marke von Springer Fachmedien.

Springer Fachmedien ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.

www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-531-16983-5

„Klassenkultur“ und „Individualisierung“ als soziologische Mythen?

Ein Zeitvergleich des Musikgeschmacks Jugendlicher in Deutschland, 1955-2004

*Gunnar Otte*¹

1 Einleitung

In der Jugendforschung gibt es eine weit verbreitete Gewissheit: Jugendkulturen unterliegen einem seit mehreren Dekaden andauernden Trend der Individualisierung. Während sie früher sozialstrukturellen Bindungen nach Herkunftsklasse, räumlichem Milieu und traditioneller Geschlechterordnung gefolgt seien, könnten Jugendliche ihre Szenezugehörigkeiten heute im „Supermarkt der Stile“ (Polhemus 1997) frei wählen und ausgestalten. Als Vergleichshorizont fungieren üblicherweise die in den 1970er Jahren entstandenen Arbeiten des Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS) der University of Birmingham, in denen Jugendkulturen der Nachkriegszeit als klassenspezifische Sub- und Gegenkulturen porträtiert wurden.

Rezipiert man die jugendsoziologische Literatur genauer, fällt das Fehlen systematischer Nachweise des postulierten Wandels von klassenkulturell gebundenen zu individualisierten Jugendkulturen auf. Hitzler et al. (2001: 9) zufolge herrscht zwar „weitgehend Konsens darüber“, dass es den beschriebenen Entstrukturierungsprozess gibt. Verfolgt man aber die in einschlägigen Schriften gegebenen Literaturverweise, werden dafür kaum historisch-empirische Studien, sondern vorwiegend zeitdiagnostische Deutungen angeführt. Solange man die Soziologie als Wissenschaft betrachtet, die nicht nach dem Mehrheitsprinzip abstimmt, sondern „nach Evidenz strebt“ (Weber 1972: 2), ist ein solcher Umgang mit Trendthesen unbefriedigend. Da „Individualisierung“ eine Prozessbehauptung impliziert, ist das in Frage stehende Phänomen über einen möglichst langen Zeitraum systematischen Beobachtungen zu unterwerfen. Zur Präzisierung des zu einem Zeitpunkt gegebenen Ausmaßes an „Individualisiertheit“ sind quantifizierende Messungen erstrebenswert. Im Rahmen einer solchen Analysestrategie

1 Für Unterstützung bei der Datenrecherche danke ich Ulrike Zschache, für die Bereitstellung von Datensätzen Klaus-Ernst Behne sowie dem Datenarchiv für Sozialwissenschaften der GESIS. Christian Deindl, Andreas Gebesmair, Jörg Rössel und Mike S. Schäfer danke ich für ihre hilfreichen Kommentare zu einer früheren Fassung dieses Beitrages.

kann die gängige Sichtweise der Jugendforschung nur dann als realitätsgerecht gelten, wenn sich Jugendkulturen in den Nachkriegsjahrzehnten als stark klassenstrukturiert erweisen (Klassenkulturthese) und der Einfluss der Klassenlage seitdem deutlich abgenommen hat (Individualisierungsthese).²

Ich untersuche diese Doppelthese mit Sekundäranalysen standardisierter Umfragedaten zum *Musikgeschmack Jugendlicher* über einen Zeitraum von annähernd fünfzig Jahren. Zwar sind Präferenzen für Musikstile nicht identisch mit Zugehörigkeiten zu Jugendkulturen. Da Musik aber für Jugendliche besonders identitätsrelevant ist und den zeitübergreifend wohl wichtigsten Fokus für die Konstituierung von Jugendkulturen bildet, bieten Musikpräferenzen einen geeigneten Zugriff. Bevor ich die verwendeten Daten und Variablen beschreibe (Abschnitt 4) und die Ergebnisse präsentiere (Abschnitt 5), unterziehe ich die Paradigmen der „Klassenkultur“ und „Individualisierung“ einer kritischen Diskussion (Abschnitte 2 und 3).

2 Jugendkulturen als klassenspezifische Sub- und Gegenkulturen

Die These klassenspezifischer Jugendkulturen entstand vor dem Hintergrund der historischen Herausbildung der Jugendzeit als eigenständiger, zwischen Kindheit und Erwachsenenalter gelagerter, von familiärer und beruflicher Verantwortung entbundener, durch das Bildungssystem geprägter Lebensphase. Die Soziologie nahm diesen Strukturwandel seit den 1930er Jahren wahr. Besonders einflussreich für die Vorstellung einer altershomogenen – wiewohl geschlechterdifferenzierten – „Jugendkultur“ der „Teenager“ waren Arbeiten amerikanischer Soziologen, vor allem von Parsons (1942) und Coleman (1961). Im *Ergebnis* ähnelte die in der Folge dieser Arbeiten verbreitete Diagnose einer „standardisierten“ Jugendkultur der „Massengesellschaft“ der heute populären Vorstellung „pluralisierter“ Jugendszenen der „individualisierten“ Gesellschaft: Kulturelle Zuordnungen Jugendlicher schienen *losgelöst* von vertikalen Ungleichheitsstrukturen (Denisoff/Levine 1972). Wie Murdock und McCron (1976a) monieren, war diese Vorstellung so verbreitet, dass Klassendifferenzen in jugendsoziologischen Schlüsselwerken der Nachkriegszeit selbst dann marginalisiert wurden, wenn sie sich empirisch abzeichneten.

Erst durch das CCCS geriet die Klassenbasis von Jugendkulturen nachhaltig in den Blickpunkt. In der zentralen Theoriearbeit der Forschergruppe argumentieren Clarke et al. (1976), dass Jugendliche im Zuge ihrer Sozialisation die kulturelle Grundorientierung ihrer Eltern übernehmen und je nach Klassenhinter-

2 Der Individualisierungsthese zufolge sollte auch die Erklärungskraft *anderer* Sozialstrukturmerkmale zurückgegangen sein. Dieser Behauptung gehe ich hier nicht nach.

grund *unterschiedliche* expressive Stile ausformten. Im Normalfall verlaufe dieser Prozess bruchlos, d. h. es komme zu einer Reproduktion der elterlichen Lebensführung. Nur Minderheiten schlossen sich den „spektakulären“ Jugendsubkulturen an, die die CCCS-Mitarbeiter primär interessierten. Unter welchen Bedingungen geschieht das? Mit Cohen (1997) werden subkulturelle Ausdrucksformen als symbolische Lösungen von „Widersprüchen“ innerhalb der Herkunftsklassen begriffen. Dazu gehörten Verwerfungen auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt und Spannungen zwischen den Imperativen der Arbeitsethik und des Massenkonsums. Obwohl anklingt, dass besonders sozial (auf- oder abwärts) mobile Jugendliche für subkulturelle Angebote prädestiniert seien, vermögen weder Cohen noch Clarke et al. präzise zu erklären (geschweige denn zu belegen), unter welchen Bedingungen Jugendliche vom „normalen“ Sozialisationspfad abweichen und welcher der „auffälligen“ Jugendsubkulturen sie sich anschließen (Murdock/McCron 1976b: 205). Immerhin wird mit Klassenlage *ein* Erklärungsfaktor benannt: Arbeiterjugendliche bildeten, so die Theorie, „Subkulturen“ aus, deren Devianz sich meist auf Stilprotest beschränke; bürgerliche Jugendliche suchten „Gegenkulturen“ auf, die die herrschende Gesellschaftsordnung auch ideologisch in Frage stellten.

Die wichtigste empirische Arbeit des CCCS stellt die von Willis (1981) im Jahr 1969 in England durchgeführte ethnographische Untersuchung einer Rocker- und einer Hippie-Clique dar. Die Rocker werden als Subkultur von Arbeiterjugendlichen, die Hippies als Gegenkultur bürgerlicher Jugendlicher porträtiert. Willis arbeitet heraus, dass die Werte und Praktiken der Jugendlichen Züge ihrer Herkunftsklasse tragen: So wiesen die aggressive, maskuline Körperlichkeit der Rocker beim Tanzen zu Rock'n'Roll-Hits „Homologien“ mit der Arbeiterkultur auf; die Reflexivität der Hippies bei der Rezeption von Konzeptalben des Progressive- und Acid-Rock entspreche Modi bürgerlicher Kultur.

Die Arbeiten des CCCS lassen sich theoretisch, vor allem aber methodisch kritisieren, zumal methodische Erwägungen nicht offengelegt werden bzw. kaum erfolgten (Butters 1976: 253). Folgende Probleme scheinen mir besonders gravierend: 1. Die Perspektive wird auf die Minderheit „auffälliger“ Jugendlicher verengt. Die Extremgruppenauswahl lässt die kulturellen Ausdrucksformen anderer Heranwachsender im Dunkeln. 2. Von Fallstudien einzelner Cliquen wird auf Jugendsubkulturen insgesamt generalisiert. Abweichende Fälle werden ausgeblendet, obwohl im CCCS bekannt war, dass Subkulturen Klassengrenzen überschritten (Murdock/McCron 1976b: 205). 3. In den Fallstudien werden die Herkunftsbezüge der Jugendlichen gar nicht untersucht, sondern im Sinne des theoretischen Modells unterstellt. Symbolische Ausdrucksformen werden unhinterfragt als „Klassenkulturen“ reifiziert (Muggleton 2000: 19ff.; vgl. auch Fine/Kleinman 1979).

Die Einwände gemahnen zur Vorsicht gegenüber einer unkritischen Akzeptanz der CCCS-Behauptungen. Sie implizieren nicht, dass die These klassenspezifischer Jugendkulturen falsch ist; in kumulativer Forschung kann sie sich durchaus bewähren. Dabei stellt sich die Frage nach der Übertragbarkeit auf den (west-)deutschen Kontext (vgl. zur CCCS-Rezeption Zinnecker 1981). Dass sub- und gegenkulturelle Cliques mit einem sozialen Hintergrund der „Hand-“ bzw. „Kopfarbeit“ auch hier identifizierbar waren, zeigt die qualitative Studie von Becker et al. (1984).³ Ähnlich wie bei den CCCS-Studien sind die unklare Sampling-Prozedur und die schemenhafte Analyse der Klassenlage der Jugendlichen zu bemängeln. Daneben wurde der CCCS-Ansatz in der Shell-Studie 1981 als „Selbstzurechnung zu medienöffentlichen Gruppenstilen“ quantitativ umgesetzt (Zinnecker 1982: 476ff.). Im Einklang mit den Postulaten des CCCS erwiesen sich subkulturelle Stile wie die der Punker, Rocker und Popper als Minderheitenphänomene, denen jeweils nur 1% bis 2% der Jugendlichen anhängen. Auch bestätigte sich, dass expressive, musikbezogene Gruppenstile und Fankulturen unter niedrig gebildeten Jugendlichen höhere Zustimmung fanden, während politisch motivierte Gegenkulturen im Umfeld der neuen sozialen Bewegungen und Hausbesetzer unter höher Gebildeten mehr Anhänger hatten. Allerdings sind die Zusammenhänge zwischen Bildung und Gruppenstilzurechnung schwach: Cramérs V variiert zwischen .06 und .15 (eigene Auswertungen). Sobald man sich also von extremtypisch ausgewählten Einzelcliques auf eine breite Stichprobenbasis begibt, erweist sich die Erklärungskraft vertikaler Ungleichheitslagen als sehr beschränkt.

3 Jugendkulturen als individualisierte Szenen

Heute dominiert die Sichtweise, dass Jugendkulturen „von ihren sozialen Herkunftsmilieus weitgehend abgekoppelt“ sind (Vollbrecht 1995: 32) und sich „in nahezu jeder Hinsicht“ entstrukturieren (Hitzler et al. 2001: 9; vgl. auch: Hitzler, in diesem Band). Zwar klingen mitunter Zweifel an, ob denn Jugendkulturen in früheren Jahrzehnten mit sozialstrukturellen Konzepten tatsächlich realitätsgerecht abgebildet wurden (Farin 2001: 20ff.; Baacke/Ferchhoff 1993: 430). Doch letztlich ist man sich einig, dass sich die Jugend „ganz objektiv“ in „nicht mehr überschaubare Parzellen aufgelöst“ habe (Farin 2001: 22) und Jugendliche ihre Szenezugehörigkeiten beliebig wählen und ihre Lebensstile „patchworkartig“ zusammenstellen können (Ferchhoff 1999: 251). Diese Entwicklung wird oft mit

3 Dort sperrt sich der Fall der Eisdielen- und Disco-Clique jedoch gegen eine Einordnung in das dichotome Klassenschema – sie entspringe stattdessen einer „Angestelltenkultur“ –, und die Punk-Clique ist klassenübergreifend zusammengesetzt.

der von Ulrich Beck formulierten Individualisierungsthese begründet. Beck (1986: 116) zufolge würden „[s]tändisch geprägte Sozialmilieus und klassenkulturelle Lebensformen verblassen.“ An ihrer Stelle entstünden „individualisierte Existenzformen und Existenzlagen, die die Menschen dazu zwingen, sich selbst [...] zum Zentrum ihrer eigenen Lebensplanungen und Lebensführung zu machen.“ Neue „soziale Formationen und Identitäten“, zu denen auch „Alternativ- und Jugendkulturen“ zählten (Beck 1983: 42), seien kaum an sozialen Großgruppen festzumachen, sondern resultierten aus „institutionenabhängigen Individuallagen“ (Beck 1986: 210) – was immer dies im konkreten Fall heiße.

Die Individualisierungsthese, die Beck nicht eigens für die Jugendsoziologie ausbuchstabiert hat, wurde dort von Fuchs (1983) eingeführt und mit Diagnosen des „Strukturwandels der Jugend“ (Ferchhoff/Olk 1988) und der „Selbstsozialisation“ in Jugendszenen (R. Müller 1994) verbunden. Die vermutete Loslösung von *Klassenbezügen* wird – wenn überhaupt – mit Prozessen sozialer Mobilität begründet. In deren Folge sei die „Lebenswelt in [...] höheren Bildungseinrichtungen [...] vielfältiger zusammengesetzt“ und beinhalte „Individualisierungsaufforderungen“ gegenüber der „hergebrachten Lebenswelt“ (Fuchs 1983: 347). Das Argument übersieht, dass Bildungsinstitutionen *selbst* hierarchisch organisierte Kontexte der Ausformung *klassenkonstituierender* Arten jugendlicher Lebensführung sein können.⁴ Obwohl sie sich selten mit diesem Einwand auseinandersetzen, berufen sich Individualisierungsvertreter gern auf ihre Generalthese: Jugendstile würden von Massenmedien und Konsumgüterindustrie heute derart schnell verbreitet, dass sie klassenübergreifend verfügbar seien (Fuchs 1983: 351f., 358ff.; Ferchhoff/Olk 1988: 12, 22f.).

Gegen Individualisierungspositionen lassen sich mehrere Kritikpunkte vorbringen. Noch weniger als das CCCS arbeiten sie mit einem theoretischen Mikromodell: Die *Verfügbarkeit* zusätzlicher Optionen impliziert nicht, dass Akteure von ihnen – strukturentkoppelt – *Gebrauch* machen, zumal die Medienrezeption sozialstrukturell erheblich variiert (Feierabend/Klingler 2003). Methodisch ist zu bemängeln, dass der Makrotrend der Individualisierung genauso wie das Resultat der Individualisiertheit zwar häufig unterstellt, aber nicht nachgewiesen werden. Auch historische Arbeiten bieten dazu entweder kaum Erkenntnisse (Mitterauer 1986; Jaide 1988), sind trotz breiter Datengrundlagen wenig auf diese Frage ausgerichtet (Zinnecker 1987) oder verweisen auf Kontinuitäten von Jugendkulturen der Arbeiterschaft (Bandenwesen, öffentliche Unterhaltungsangebote) und der Mittelklasse (Bohème, studentischer Radikalismus), ohne das sich wandelnde Ausmaß der Klassendifferenz zu präzisieren (Gillis 1980).

4 Beck (1983: 50) thematisiert Bildungsinstitutionen und dadurch ausgelöste „neue soziale Binnenhierarchien“ zwar, zieht aber daraus keine zentralen Konsequenzen für seine Konzeption einer „neuen“ Ungleichheitsforschung.

Das dominierende Paradigma der gegenwärtigen Jugendkulturforschung sind ethnographische Fallstudien, die die Bedeutungskonstitution symbolischer Umgangsformen in Cliquen und Szenen rekonstruieren. Sofern Klassenlagen darin überhaupt erwähnt werden, wird ihre Irrelevanz typischerweise mit zwei Beobachtungen begründet: einerseits mit der schieren Pluralität von Jugendkulturen (vgl. das Zitat Farins), andererseits mit dem Befund, dass Jugendliche sich selbst und einander kaum nach vertikalen Ungleichheitskategorien klassifizierten. So resümiert Muggleton (2000: 5f.) seine qualitativen Interviews mit Szenegängern wie folgt: „Their mixed class base and ‚anti-structure‘ sentiments suggest that the distinction between collectivist working-class subcultures and individualistic middle-class countercultures is overemphasized.“ Obgleich die Einschätzung zutreffend sein mag, ist sie auf der Grundlage seiner Publikation nicht zulässig, da er die Klassenlagen seiner Probanden gar nicht aufdeckt. Dass Jugendliche Klassenbezüge verkennen und sich vornehmlich an Stilmerkmalen orientieren, hat bereits Willis (1981: 220ff.) bemerkt. Ein Nachweis von Individualisiertheit im Sinne der Entkopplung objektiver Struktureinbettungen und subjektiver Ausdrucksformen verlangt eine *korrelative* Untersuchung von Struktur und Subjektivität. Diesem Anliegen wende ich mich nun zu.

4 Methodische Anlage des Zeitvergleichs

Für Zeitvergleiche der Anhängerschaft von Jugendkulturen können verschiedene Datentypen herangezogen werden, die je spezifische Probleme aufweisen. Ich greife auf Daten standardisierter Umfragen zurück, in denen sozialstrukturelle und kulturelle Variablen erhoben wurden. Diese Daten haben den Vorteil, ganze Altersjahrgänge zu repräsentieren und die selektive Fallauswahl der zitierten ethnographischen Studien zu vermeiden. Außerdem ermöglichen sie eine Quantifizierung der Zusammenhangsstärke von Klassenlage und kulturellen Präferenzen und gestatten somit Tendaussagen. Begünstigt wird das Vorgehen dadurch, dass umfragebasierte Jugendstudien in der Bundesrepublik Deutschland seit Ende des Zweiten Weltkrieges in ungewöhnlich großer Zahl und inhaltlicher Breite durchgeführt wurden (Allerbeck/Rosenmayr 1976: 2ff.; Zinnecker 2001). Rigorose Zeitvergleiche setzen strukturgleiche Stichproben und Messinstrumente voraus – und derartige Replikationsstudien sind rar (vgl. Allerbeck/Hoag 1984; Zinnecker 2001). Ein Grundsatzproblem besteht darin, dass symbolische Ausdrucksformen sich permanent verändern und kaum replikativ erhoben werden können: Eine Psychedelic-Szene ist heute kaum noch auffindbar, eine Hip Hop-Szene existierte 1970 nicht. Trotzdem ist, wie ich zeigen möchte, eine gehaltvolle Untersuchung einer Zeitreihe des „schwer Vergleichbaren“ möglich.

Um die Klassenbasis von Jugendkulturen zu analysieren, betrachte ich *Musikgenrepräferenzen* Jugendlicher nach *Schulformen und -abschlüssen*. Diese Operationalisierung hat zunächst pragmatische Gründe: In den verfügbaren Umfragedaten wurden Zugehörigkeiten zu Jugendbewegungen, Subkulturen und Szenen – mit Ausnahme der „medienöffentlichen Gruppenstile“ – selten direkt erfragt; Bildungsvariablen liegen häufiger vor als Angaben zu sozialer Herkunft und Beruf. Die Operationalisierung ist aber auch inhaltlich begründbar. Klassenansätze haben wegen ihrer Erwerbszentrierung Schwierigkeiten, Jugendliche einzelnen Klassen zuzuweisen, denn diese befinden sich in einer Phase der Ablösung vom Elternhaus, haben aber oft noch keine eigene feste Erwerbsposition. In dieser Übergangsphase ist die Schulbildung eine richtungsweisende Ressource. Sie ist die zentrale Determinante der später erreichten Klassenposition und hängt zugleich von der elterlichen Klasse ab: Die Hierarchieeffekte intergenerationaler Mobilität sind bildungsvermittelt (Müller/Pollak 2004). Bildung ist auch deshalb ein sinnvollerer Indikator als die soziale Herkunft, weil Präferenzen für *populäre* Musik *theoretisch* stärker durch die Peer Group im Bildungssystem als durch die Eltern beeinflusst werden sollten (Otte 2008).

Musik nimmt im Spektrum der Foki jugendlicher Vergemeinschaftung eine herausgehobene Position ein: Für zahlreiche Jugendkulturen der Nachkriegsära war sie konstitutiv oder zentrales Begleitsymbol (Zinnecker 1987: 186ff.). Die Vorliebe für spezifische *Genres* ist zudem der wichtigste Prädiktor für den Besuch von Szenetreffpunkten (Otte 2009). Musikgenres sind „systems of orientations, expectations, and conventions that bind together an industry, performers, critics, and fans in making what they identify as a distinctive sort of music“ (Lena/Peterson 2008: 698). Sie sind abstrakte Klassifikationssysteme, deren Bezugseinheiten raum-zeitlichen Variationen in Folge von Neuaushandlungen ihrer Bedeutungen durch die beteiligten Akteure unterliegen. Die Kontextabhängigkeit der genretragenden Künstler, Werke und Publika erschwert vergleichende Analysen nachhaltig. Fragen der Bedeutungsäquivalenz der erhobenen Kategorien sind daher die zentrale Herausforderung der Studie, der nur durch historische Kontextualisierungen der Genres zu begegnen ist. So kann die heutige „Pop-Musik“ als bedeutungsähnlich mit dem „Schlager“ der 1950er und dem „Beat“ der 1960er gelten.⁵

Die von mir reanalysierten Umfragen sind in *Tabelle 1* dargestellt. Berücksichtigt wurden Studien, die (a) ein differenziertes Spektrum populärer Musik-

5 Da neuartige Genres auf früheren aufbauen, lassen sich Einzelgenres zu übergeordneten Stilrichtungen oder breiten „Strömungen“ zusammenfassen (Ennis 1992). In den Umfragen beziehen sich Musikpräferenzen teils auf Stilrichtungen („Jazz“, „Rock“), teils auf Genres („Dixieland“, „Psychedelic“). Ich behandle sie in den empirischen Analysen gleich.

genres umfassen, (b) Jugendliche in großer Fallzahl enthalten und (c) separate Analysen nach Bildungsgruppen zulassen.

Tabelle 1: Übersicht der zum Zeitvergleich verwendeten Studien

Jahr	Studie	Stichprobe	Alter	Fallzahl	Musikpräferenzkontrast	Bildungskontrast
1955 bzw. 1958	Friedrich Klausmeier (1963)	Schulregisterauswahl von höheren Schülern (Kl. 9-13) und Berufsschülern in Köln	ca. 14-21	2932	ja vs. nein (im Radio)	Höhere vs. Berufsschüler
1965	„Jugend, Bildung + Freizeit“ (Shell-Studie)	Quotenauswahl BRD (ohne Berlin); nur Befragte mit Musikinteresse	14-21	1241	ja vs. nein	Oberschule vs. Volksschule
1972/ 1973	Dörte Hartwich-Wiechell (1974)	Schüler an 11 Schulen in Hamburg und Berlin; nur Befragte mit Beat-/Pop-Gefällen; Subsample von 5 Gymnasien/Berufsschulen	11-20	2350	ja vs. nein	Gymnasium vs. Berufsschule
1980	„Jugend, Bildung + Freizeit“ (Ennid)	Quotenauswahl BRD (inkl. Berlin); nur Befragte mit Musikinteresse	14-21	561	ja vs. nein	Oberschule vs. Hauptschule
1984	Klaus-Ernst Behne (1986)	Schüler (Kl. 7-13) mehrerer Schulen in Hannover; nur Hauptschulen/Gymnasien	12-20	602	gut / noch gern vs. weniger / unbekannt	Gymnasium vs. Hauptschule
1984	Heinz Bonfadelli et al. (1986)	Zufallsauswahl BRD	12-29	4011	sehr gern / gern vs. weniger gern / gar nicht gern	Abitur / Universität vs. Hauptschule
1991	„Jugend 92“ (Shell-Studie)	Quotenauswahl BRD; nur westdeutsche Befragte	14-21	1307	sehr gern / gern vs. weniger gern / üb. nicht gern	Abitur vs. Hauptschule
1997	„Outfit 4“ (Spiegel-Verlag 1997)	Zufallsauswahl BRD; nur westdeutsche Befragte	14-21	584	sehr gern / noch gern vs. weniger / überhaupt nicht	Abitur vs. Hauptschule
2004	Gunnar Otte (2009)	Aggreg. Zufallsauswahl innerhalb 13 Club-/Diskothekenpublika in Leipzig	16-29	720 bis 768	sehr / ziemlich vs. mittelmäßig / wenig / gar nicht	mindestens Abitur vs. max. Realschule

Anmerkung: Die Studie von 1980 ist in Teilen als Replikation derjenigen von 1965 angelegt.

Sechs der neun Studien sind für Sekundäranalysen elektronisch verfügbar; diejenigen von Klausmeier (1963: 234, 249f., 287), Hartwich-Wiechell (1974: 385) und Bonfadelli et al. (1986: 230) lassen sich nur anhand publizierter Ergebnistabellen reanalysieren (vgl. dazu die Seitenangaben). Der Zeitvergleich ist durch Variationen der räumlichen Grundgesamtheiten, Auswahlverfahren, Altersspannen, Bildungskategorien, Genrebezeichnungen und Präferenzskalen beeinträchtigt. Diese Probleme lassen sich keineswegs vollständig, aber zum Teil kontrollieren. Mit Ausnahme einer Studie (Otte 2009) handelt es sich um lokale Jahrgangsumfragen unter Schülern oder um bundesweite Jugend- bzw. Bevölkerungsstichproben, die alle einen *Querschnitt* durch die Jugend gewährleisten. Der

Altersschwerpunkt der 14- bis 21-Jährigen ist bei den meisten Studien vergleichbar. Klar in die Postadoleszenz reichen jedoch die Stichproben von Bonfadelli et al. (1986) und Otte (2009), die insofern eher ergänzend hinzugezogen werden.⁶ Den uneinheitlichen Kategorien der abhängigen und unabhängigen Variablen versuche ich durch Kontrastbildungen zu begegnen: Die Präferenzintensitäten lassen sich relativ eindeutig als Zustimmung vs. Ablehnung dichotomisieren.⁷ Bei der Bildung stelle ich hohe und niedrige Schulformen bzw. -abschlüsse gegenüber.⁸

Für Zeitreihen univariater Verteilungen wären die Vergleichsprobleme äußerst problematisch. Bei der Untersuchung *bivariater* Zusammenhänge zwischen Bildung und Musikpräferenz wiegen sie weniger schwer. Gleichwohl ist ein Zusammenhangsmaß zu wählen, das gegenüber Randverteilungsschwankungen möglichst unempfindlich ist. Ein solches Maß ist das Chancenverhältnis (Odds Ratio) der hohen relativ zur niedrigen Bildungsgruppe, ein Musikgenre zu mögen versus nicht zu mögen. Die Individualisierungsthese postuliert dazu: „Objektive Merkmale (Einkommen, Stellung in der Hierarchie) und subjektive Merkmale (Bewusstsein, Lebensstil, Freizeitgestaltung, politische Einstellung) *brechen auseinander*“ (Beck 2008: 307; Betonung i. O.). Der statistische Zusammenhang von Bildung und Musikgeschmack sollte sich im Zeitraum der letzten fünfzig Jahre abschwächen. Trifft die verbreitete Ansicht zu, dass die Geschmacksbildung Jugendlicher bis in die 1970er Jahre hinein klassenstrukturiert war, sollte die Zusammenhangsstärke erst danach markant abnehmen.

6 Mir ist es nicht gelungen, neuere Daten zu erhalten als die „Outfit“-Studie 1997. Wenn solche Daten verfügbar werden, sollten sie anstelle der Club- und Diskothekenstudie (Otte 2009) zur Fortschreibung der Zeitreihe genutzt werden.

7 Man kann sich fragen, ob die Jugendlichen die vorgegebenen Genres überhaupt kennen. In einigen Studien war eine „unbekannt“-Kategorie vorgegeben. Soweit möglich, habe ich Personen mit dieser Angabe nicht in die Analysen einbezogen. In den Studien von 1965, 1972/73 und 1980 wurden Jugendliche ohne Musikinteresse durch eine Filterfrage ausgeschlossen. In den übrigen Fällen ist plausibel davon auszugehen, dass Befragte, die ein Genre *mögen*, um dessen Bezeichnung wissen, und dass Befragte, die eine ihnen nicht geläufige Genrebezeichnung vorfinden, ein Nichtgefallen damit verbinden.

8 Meist arbeite ich mit Subsamples, d. h. unter Ausschluss mittlerer Bildungsgruppen wie Real- und Gesamtschülern. In der Club- und Diskothekenstudie müssen Realschulabsolventen mit der kleinen Zahl von Hauptschulabsolventen zusammengefasst werden.

5 Empirische Ergebnisse

Im ersten Schritt untersuche ich Präferenzen für Musik, die den Aufbau zumindest grober Zeitreihen erlaubt, aber keine genuin jugendkulturellen Wurzeln hat. Dabei stütze ich mich auf die Studien, die übereinstimmend die Altersgruppe von 14 bis 21 Jahren in den Blick nehmen. Die folgenden Abbildungen sind so aufgebaut, dass oberhalb der mit „1“ beschrifteten Referenzlinie Odds Ratios zugunsten der Hochgebildeten und unterhalb der Linie solche zugunsten der Niedriggebildeten verzeichnet sind. Die Referenzlinie impliziert ein ausgeglichenes Chancenverhältnis von 1:1.

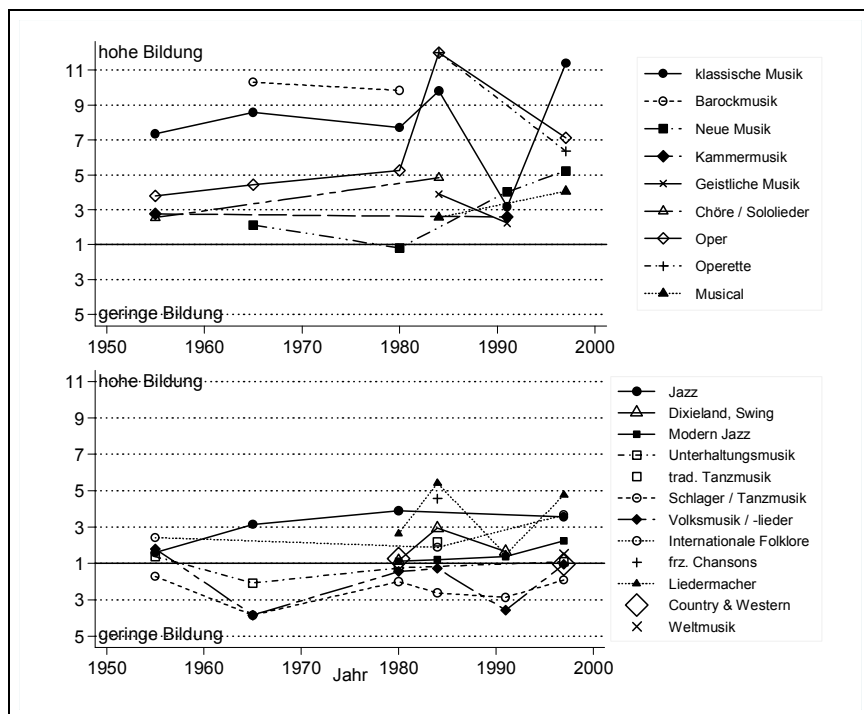
In der oberen Teilgrafik von *Abbildung 1* sind Gattungen der Kunstmusik dargestellt, die zur europäischen Hochkultur zählen oder über den Kontext des Musiktheaters daran angelehnt sind (Operette, Musical). Alle erzielen im Zeitraum von 1955 bis 1997 klare Präferenzvorsprünge unter Schülern bzw. Absolventen höherer Bildungsgänge. Für die hochkulturelle Leitkategorie, klassische Musik, artikulieren höher Gebildete – mit Ausnahme des Jahres 1991 – sieben bis elf Mal so starke Vorlieben wie niedrig Gebildete. In abgeschwächter Form, d. h. mit Odds Ratios zwischen meist 3 und 5, gilt Ähnliches für Oper, Kammer-, Chor- und geistliche Musik, Operette und Musical. Am ehesten nähern sich die unter „Neuer Musik“ rubrizierten Kategorien einem paritätischen Chancenverhältnis.⁹ Einzelne studienspezifische Schwankungen (wie die Ausreißer 1984 und die geringe Bildungsvariation 1991) haben mutmaßlich methodische, kaum rekonstruierbare Ursachen und gehen nicht unbedingt auf historische Ereignisse zurück. Sieht man von ihnen ab, sind die durchgängig positiven Bildungseffekte überwiegend konstanter Größenordnung als entscheidendes Ergebnis festzuhalten. Die starke Bildungsabhängigkeit des Interesses Jugendlicher für Kunstmusik und „legitime“ Kunst im Allgemeinen ist aus anderen Studien bekannt (z. B. Keuchel 2006). Sie setzt sich im Erwachsenenalter fort und kommt in der seit Jahrzehnten stabilen Bildungsselektivität des Hochkulturpublikums zum Ausdruck (Rössel et al. 2005).

In der unteren Teilgrafik sind Stilrichtungen des Jazz, der Volksmusik und der volkstümlichen Schlager- und Unterhaltungsmusik verzeichnet. Hier überschreitet kaum ein Chancenverhältnis den Wert 5, d. h. die Gruppenunterschiede sind weniger extrem als bei den Kunstmusikgattungen. Gleichwohl finden sich erkennbare Systematiken. Jazz – als Musik der schwarzen Bevölkerung in den USA entstanden und in der Bebop-Ära zu einer Kunstform aufgestiegen (Lopes 2002) – erweist sich als Domäne höherer Bildungsgruppen. Zwar sind die Odds Ratios einiger der abgefragten Unterkategorien (vor allem des Modern Jazz)

9 Dahinter verbergen sich die Fragebogen-Items „Moderne Musik (z. B. 12-Ton)“ (1965 und 1980), „schwierige Klassik“ (1991) und „neuere klassische Musik (seit 1900)“ (1997).

manchmal nur geringfügig größer als 1, doch hören Jugendliche auf Abiturniveau Jazz typischerweise zwei bis vier Mal lieber als die auf Hauptschulniveau. Der Bildungsunterschied scheint sich im Zeitverlauf zu vergrößern.

Abbildung 1: Bildungsspezifische Musikpräferenzen im Zeitvergleich (Odds Ratios): Kunstmusik, Jazz und Volkstraditionen



Anmerkung: Die Odds Ratios für Operette und Oper liegen im Jahr 1984 bei 74 bzw. 28 (sie werden von fast allen Hauptschülern abgelehnt) und sind aus Darstellungsgründen auf 11 fixiert.

Musikrichtungen, die heute als Kern des „Trivialschemas“ gelten (Schulze 1992), nämlich deutsche Schlager und Volksmusik werden von wenig gebildeten Jugendlichen stärker präferiert – die einzige Ausnahme bildet Klausmeiers Studie 1955/58, in der Volksmusik unter höheren Schülern beliebter war. Um eine symmetrische Darstellung zu erzielen, sind die Odds Ratios in der Grafik nun aus Sicht der niedrigen Bildungsgruppen zu lesen: Relativ zu den Hochgebildeten mögen sie Schlager und in mehreren Studien auch deutsche Volksmusik zwei bis vier Mal so gern. Weniger starke Gruppendifferenzen erzeugt die Kategorie

„Unterhaltungsmusik“. Für Musik, die Volkstraditionen *anderer* Länder ent- stammt, ist die Begeisterung bildungsprivilegierter Jugendlicher tendenziell grö- ßer: Internationale Folklore, Weltmusik und Chansons werden von ihnen 1,5 bis 4,5 Mal häufiger genannt. Als handgemachte, lyrisch gehaltvolle, politisch enga- gierte Musik in der Singer-Songwriter-Tradition von Bob Dylan, Franz-Josef Degenhardt und Wolf Biermann sticht das Liedermacher-Genre als Domäne hoher Bildungsgruppen hervor. Keinen Unterschied der Chancenverhältnisse gibt es für Country & Western-Musik. Zusammenfassend wird erkennbar, dass höher gebildete Jugendliche stilistische Traditionen bevorzugen, die besondere Instrumentenbeherrschung, lyrische Qualitäten oder Wurzeln in fremden Kultu- ren aufweisen, während weniger gebildete zur Leichtigkeit der Stimmungsmusik deutscher Provenienz tendieren.

Abbildung 2: Bildungsspezifische Musikpräferenzen im Zeitvergleich (Odds Ratios): Jugendkulturen und Popkultur

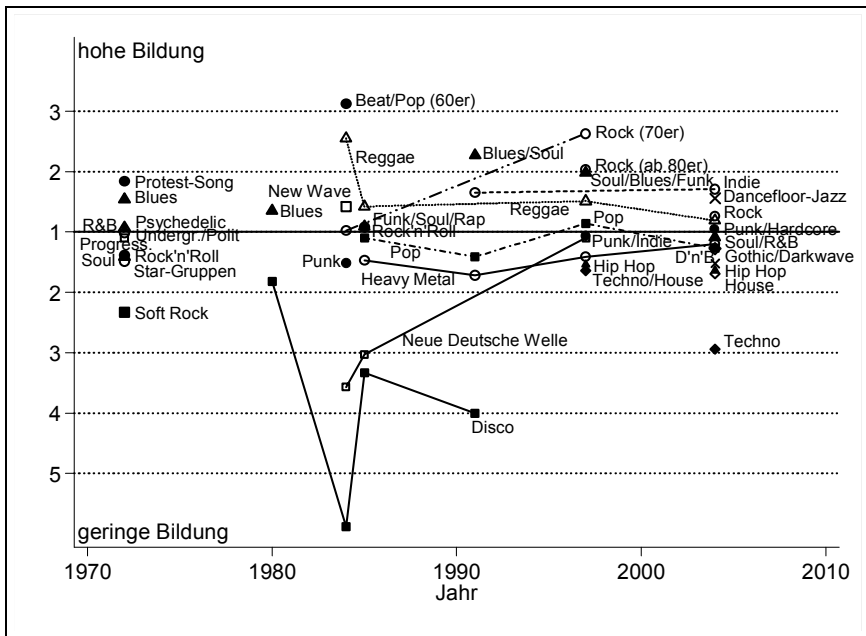


Abbildung 2 enthält populäre Musik, die die Hitparaden dominiert, sowie Genres, deren Ursprünge oder Rezeptionskontexte primär Jugendszenen sind. Die Zeitpunkte der 1950/60er Jahre fehlen, weil außer den bereits diskutierten keine

weiteren Items erhoben wurden; die Umfrage 1980 enthält mit „Blues“ und „Disco/Pop/New Wave“ nur zwei zusätzliche Kategorien. Der Zeitvergleich beginnt 1972/73 mit der nach Rock- und R&B-Genres sehr differenzierten Studie Hartwich-Wiechells. Zur Vervollständigung habe ich Bonfadellis und meine eigene Studie einbezogen, die Jugendliche bis 29 umfassen. Wegen Diskontinuitäten der abgefragten Items und wegen des Wandels der Jugendmoden selbst sind die Genres direkt verzeichnet und meist unverbunden dargestellt. Zu beachten ist die stärkere Streckung der y-Achse.

Die Odds Ratios haben nun in der Regel Ausprägungen zwischen 1 und 2; nur vereinzelt ragen stärkere Effekte heraus. Jugendliche der beiden Bildungsniveaus divergieren in ihrem Geschmack gegenüber jugend- und popkulturellen Genres demnach weniger stark als mit Blick auf hoch- und volkskulturelle Stile. Trifft die *Individualisierungsthese* zu, sollten die Bildungseffekte im Zeitverlauf schrumpfen und sich dem Chancenverhältnis von 1 nähern. Bei Geltung der *Klassenkulturthese* sollte dieser Prozess erst in den 1980ern einsetzen. *Weder das eine noch das andere ist der Fall.* Bei dieser Einschätzung ist anzumerken, dass die 1984 erhobenen Daten Behnes in allen drei Grafiken durch außergewöhnlich starke Bildungseffekte auffallen; naheliegende methodische Erklärungen gibt es nicht.¹⁰ Die im gleichen Jahr bundesweit durchgeführte Studie Bonfadellis (in der Grafik auf 1985 datiert) misst für die Genres Disco, Reggae und Neue Deutsche Welle – sowie Liedermacher, Oper und Operette, nicht aber Schlager und Volksmusik – zum Teil deutlich geringere Bildungsgruppendifferenzen. Dadurch werden die abweichenden Ergebnisse der Behne-Studie relativiert. Für die Umfragen, die das jugend- und popkulturelle Genrespektrum recht umfassend abbilden, ergibt sich ein *gleichbleibender Range* der Bildungseffekte: Er liegt 1972/73 bei 4,17 (vgl. die Distanz zwischen „Protest-Song“ und „Soft Rock“), 1984 bei 4,75 (Bonfadelli-Daten), 1997 bei 4,27 und 2004 bei 4,65. Das gemäß der Individualisierungsthese erwartete Abschmelzen der Bildungsdifferenzen ist nicht beobachtbar.

Nun ist es denkbar, dass der Individualisierungsprozess in den 70er Jahren schon so weit vorangeschritten war, dass die Bildungsgruppenunterschiede sich auf niedrigem Niveau stabilisiert hatten. Diese Mutmaßung widerspricht jedoch der Klassenkulturthese, die in der gängigen Sichtweise der Jugendsoziologie den zentralen Vergleichshorizont markiert: Sie postuliert für diese Dekade starke Bildungseffekte. Anders als die Individualisierungsthese lässt sie sich nicht nur im Zeitvergleich, sondern auch auf der Genreebene im Querschnitt prüfen. Die von Willis (1981: 58ff., 139ff.) untersuchten Hippies hörten im Jahr 1969 Progressi-

10 Behne (1986) hat Musikpräferenzen sowohl über die verbale Vorgabe von Genrekategorien als auch über genretypische Soundbeispiele erhoben. Da zuerst die verbale Abfrage erfolgte, sind Verzerrungen durch Reihenfolgeeffekte auszuschließen.

ve-, Underground- und Acid-Rock (z. B. Jimi Hendrix, John Mayall, Led Zeppelin, Frank Zappa, Grateful Dead, The Doors, Pink Floyd), die Rocker den Rock'n'Roll der „goldenen 50er“ (z. B. Buddy Holly, Elvis Presley, Chuck Berry, Gene Vincent, Eddie Cochran). In ihrer drei Jahre später durchgeführten Erhebung hat Hartwich-Wiechell (1974) vergleichbare Genres vorgegeben und mit genretypischen Musikern illustriert (vgl. zum Fragebogen Wiechell 1977: 185ff.). Überträgt man Willis' Befunde auf Hartwich-Wiechells Kategorien, sollten Gymnasiasten „Underground/Polit-Rock“ und „progressiven Pop“, aber auch „Psychedelic“ und „klassischen/progressiven Blues“ bevorzugen, Berufsschüler „frühen Beat/Rock'n'Roll“. Während sich für erstere drei Genres keine Bildungsdifferenz ergibt, liegen Blues und Rock'n'Roll in der erwarteten Richtung. Auch die von Willis für die Hippies herausgearbeitete Ablehnung „kommerzieller“ Musik spiegelt sich in den Vorbehalten der hohen Bildungsgruppe gegenüber „Star-Gruppen“ und „Soft Rock“ (z. B. Les Humphries Singers) wider.¹¹ Allerdings erweist sich der Bildungseffekt keineswegs als so stark, dass man von einer Strukturdominanz vertikaler Ungleichheiten ausgehen könnte, wie sie die Klassenkulturthese nahelegt.¹²

Welche Bildungssystematiken zeigen sich in den Genrepräferenzen über die Zeit hinweg? Die Affinität höher Gebildeter zu volksmusikalischen Traditionen fremder Kulturen bzw. ethnischer Minderheiten im Ausland bestätigt sich durchgängig für Reggae und Blues. Weniger systematisch findet sie sich für Soul. Das Genre wurde allerdings oft in Verbindung mit anderen Black Music-Stilen wie

11 Bei den zeitgleich von Dollase et al. (1974: 38) befragten Besuchern von Rockkonzerten zeigt sich eine „überwiegende Rekrutierung aus der Mittelschicht“. Dieser Befund deckt sich insofern mit Willis' Beobachtungen, als die Bands – Deep Purple, Santana, Frank K., Nektar und Ekseption – zwischen den Genres Hard-, Latin-, Progressive-, Symphonic-Rock und Blues changieren und ausgedehnte (Gitarren-)Soli vortragen. Leider wurden keine „Vergleichskonzerte“ untersucht, in denen man mit hohen Anteilen niedriger Bildungsgruppen hätte rechnen können, so dass unklar bleibt, welche Grundgesamtheit die Befragten repräsentieren.

12 Man kann einwenden, dass die Studien in ihren Zeit- und Raumkontexten nicht vergleichbar sind. Zum einen könnten die von Willis' Hippie-Clique geschätzten Künstler und Genres zwischen 1969 und 1972/73 kommerziell vereinnahmt worden und für hohe Bildungsgruppen unattraktiv geworden sein (Hartwich-Wiechell ordnet Jimi Hendrix und Cream den „Star-Gruppen“ zu). Die Hippies der Willis-Studie artikulieren jedoch eine so starke Verehrung für die Begründer ihrer favorisierten Musik und konnotieren Labels wie „Underground“ und „progressiv“ so positiv, dass eine Umwälzung klassenspezifischer Präferenzordnungen in so kurzer Zeit nicht plausibel erscheint. Zum anderen ist es möglich, dass Klassendifferenzen in England generell ausgeprägter waren als in Deutschland. Darauf deutet Murdock's (1973: 288ff.) Befragung 14- bis 15-jähriger englischer Schüler hin: Jugendliche aus der Mittelklasse haben im Vergleich mit Arbeiterjugendlichen eine 8,5 Mal so große Chance, „Underground“- gegenüber „Mainstream“-Musik zu bevorzugen (eigene Berechnung). Unter diesen Umständen müsste die Übertragung der Klassenkulturthese auf deutsche Verhältnisse als problematisch gelten – und zwar früher genauso wie in individualisierungstheoretischer Retrospektion.

Funk, Blues, R&B und Rap abgefragt, hat musikalisch einen enormen Gestaltwandel durchlaufen und steht seit längerem in der Nähe zum populären „Mainstream“. Hip Hop als heute dominierende Spielart des „schwarzen Amerika“ erweist sich seit 1997 als Genre, das unter weniger gebildeten Jugendlichen stärkeren Rückhalt genießt. Ähnliches gilt für elektronische Tanzmusik, vor allem Techno und House, weniger Drum'n'Bass. In der Leipziger Club- und Diskothekenumfrage 2004 kristallisiert sich Techno als negative Abgrenzungsfolie bildungsprivilegierter Jugendlicher heraus und wird von ihnen drei Mal weniger goutiert als von unteren Bildungskategorien. Das Genre nimmt eine vergleichbare Rolle ein wie Disco-Musik am Ende ihres Booms in den 1980er Jahren. Gitarrenbasierte Musik scheint sich mehr und mehr zur Domäne hoher Bildungsgruppen zu entwickeln (vgl. Savage 2006; Tanner et al. 2008; Glevarec/Pinet 2009; Otte 2008). Den Daten zufolge kennzeichnet Rock-Musik spätestens seit den 1990er Jahren das Geschmacksrepertoire höher gebildeter Jugendlicher stärker als das niedrig gebildeter, besonders wenn sie künstlerische Autonomie als „Independent“- oder „Alternative“-Rock reklamiert. Punk und Metal, die Mitte der 1980er und Anfang der 1990er Jahre negativen Bildungseffekten unterlagen, haben einen Status bildungsunabhängiger Wertschätzung erreicht.

Bei allen Messproblemen zeichnet sich ab, dass populäre Musik, die durch die Musikkritik als künstlerisch innovativ, ästhetisch komplex, authentisch verwurzelt oder sozial kritisch konsekriert wird (Regev 1994), bildungshöhere Rezipienten mit höherem Kulturkapital anspricht, während weniger Gebildete zu Musik tendieren, die breitenwirksamen Moden folgt und „reine Unterhaltung“ symbolisiert. Zum Teil stehen dahinter Distinktionsprozesse, die in anderen Feldern ähnlich zu finden sind: So unterliegt der Diskurs in Gourmetzeitschriften einem Framing nach „Authentizität“ und „Exotik“ (Johnston/Baumann 2007). Da solche Differenzierungslinien oft *innerhalb* von Genres verlaufen und selten ganze Genres voneinander trennen, können genreinterne Geschmacksanalysen größere Bildungseffekte zum Vorschein bringen (Otte 2009).

Nach der Analyse relativer Chancenverhältnisse wende ich mich abschließend dem *absoluten Ausmaß* zu, in dem einzelne Genres das Geschmacksprofil Jugendlicher durchdringen.¹³ Der Individualisierungsthese zufolge sollte man in der unmittelbaren Nachkriegszeit noch erwarten können, dass die kleine Minderheit höherer Schüler – nur etwa fünf Prozent eines Altersjahrgangs besuchten Mitte der 1950er Jahre diesen Schultyp (Mitterauer 1986: 85) – den snobistischen Habitus des Bildungsbürgertums pflegte und die klassischen Künste gegenüber der Populärkultur vorzog. Nach Klausmeiers (1963: 234) Daten gelten jedoch bereits 1955 Tanzmusik/Schlager (54%) und Unterhaltungsmusik (48%)

13 Die Vermutung, dass große Anhängerschaften eines Genres mit ausgeglichenen Chancenverhältnissen einhergehen, erweist sich als nicht zutreffend.

als die größten Vorlieben höherer Schüler; es folgen Operette (43%), Oper (42%), „Negerjazz“ (37%), Spirituals/Blues (35%) und Sinfoniekonzerte (32%). Die höheren Schüler sind für *fast alle* Musikstile aufgeschlossener – abgesehen von Tanzmusik/Schlager, die bei Berufsschülern noch beliebter sind (67%).¹⁴ Der Trend zu einem breiten, inklusiven Geschmack („Omnivorizität“), den Peterson (2005) als neue Distinktionsstrategie höherer Klassen am Ende des 20. Jahrhunderts ausmacht, könnte historisch also wesentlich weiter zurückreichen. Auch in den Folgestudien haben populäre Genres in den hohen Bildungsgruppen stets mehr Anhänger als kunstmusikalische Gattungen. Kulturpessimistischen Niedergangsszenarien zum Trotz bleibt der Anteil von Abiturienten mit Interesse an klassischer Musik mit etwa 30% im Gesamtzeitraum stabil.

6 Schlussfolgerungen

Mein Ausgangspunkt war die in der Jugendforschung verbreitete These, dass Jugendkulturen bis in die 1970er Jahre hinein klassenstrukturiert waren, sich seit dem Zweiten Weltkrieg aber zunehmend von vertikalen Ungleichheitslagen entkoppelt haben. Zwar habe ich Subkultur- und Szenezugehörigkeiten nicht direkt untersuchen können, wohl aber Präferenzen für Musikgenres als vermutlich wichtigste Foki von Jugendkulturen. Trotz aller Vergleichsprobleme, mit denen die Daten behaftet sind, lässt die Systematik der Befunde klare Schlüsse zu. Das Hauptergebnis ist: Die gängigen Diagnosen überschätzen *sowohl* das Ausmaß von „Klassenkultur“ in der Nachkriegszeit *als auch* das Ausmaß von „Individualisierung“ über die letzten fünfzig Jahre.

Konkret ist festzuhalten, dass Genres, die mit Schulze (1992) den Kern des „Hochkultur“- (klassische Musik, Oper) und „Trivialschemas“ (deutsche Schlager, Volksmusik) bilden, zeitstabilen, konträren Bildungseinflüssen unterliegen. Während im gesamten Zeitraum die Rezeptionshaltung eines Drittels der Hochgebildeten von europäischer Kunstmusik geprägt wird, gilt das für nur 5% bis 10% der Niedriggebildeten. Demgegenüber sinkt die Prävalenz von Schlager- und Volksmusikvorlieben generell rapide, kennzeichnet aber Jugendliche unterer

14 Die frühe Durchsetzung populärer Musik in oberen Klassen bestätigt die Studie von Rosenmayr et al. (1966: 198ff.) bei höheren Schülern 1959/61 in Wien und Niederösterreich. Auf die offene Frage nach ihrer Lieblingsplatte nennen 72% „Schlager“ (inkl. Rock’n’Roll), 17% klassische Musik, 8% Jazz und 3% Volksmusik. Berufsschüler geben fast ausschließlich Schlager an – darunter Rock’n’Roll-Interpreten 1,5 Mal häufiger als höhere Schüler –, doch lässt sich keineswegs von scharf abgegrenzten Klassenkulturen sprechen. Die Studie Fröhners (1956: 364) zeigt mit Blick auf Konzertbesuche, dass sich Jugendliche mit gehobener Bildung von Volksschulabsolventen im Wesentlichen durch *mehr* Besuchserfahrungen auszeichnen, die ausschließlich auf Sinfoniekonzerte und Opern zurückgehen.

Bildungsgänge nach wie vor stärker. Diese Muster sind erwähnenswert, weil hochkulturell gebundene Jugendliche mutmaßlich für *andere* jugend- und popkulturelle Ausdrucksformen empfänglich sind als volkstümlich interessierte. Mehrere Befunde lassen sich in diesen Erklärungsrahmen einordnen: auf Seiten bildungsprivilegierter Jugendlicher die Aufgeschlossenheit für komplexes Instrumentalspiel (Jazz), internationale Traditionen (Folklore, Chansons, Blues, Reggae) und handgemachte, lyrisch anspruchsvolle Musik mit antikommerziellem Gestus (Liedermacher, Indie-Rock); auf Seiten niedrig gebildeter Jugendlicher die Neigung zu eingängig rhythmisierter Musik mit wenig „verkopften“ Texten (Soft Rock, Disco, NDW, House, Techno). Die zugespitzte Kontrastierung sieht freilich über die komplexen Institutionalisierungsprozesse von Musikkulturen hinweg und wäre mit geeigneten Individualdaten zu untermauern. Nicht zufällig korrespondiert sie aber mit der vom CCCS herausgearbeiteten Divergenz der Rezeptionslogiken von Gegen- und Subkulturen. Und auch der bildungsbasierten Gegenüberstellung von Selbstverwirklichungs- und Unterhaltungsmilieu bei Schulze (1992) können offenbar klassenkulturelle Züge zugeschrieben werden.

Nicht nur das Hochkultur- und Trivialschema zeichnen sich durch stabile Lagerungen aus, auch im Bereich der Musikgenres, die die Foki von Jugendzonen bilden, findet man keine langfristige Abnahme der Bildungseffekte.¹⁵ Die Chancenverhältnisse, ein spezifisches Genre zu mögen oder abzulehnen, variieren im Kontrast der Bildungsgruppen meist zwischen 1:1 und 3:1. Einstellungen zu *einigen* Genres lassen sich durch die Bildungsvariable – und vermutlich auch andere Maße vertikaler Ungleichheit – statistisch *nicht* erklären. Sobald aber eine Personengruppe ein Genre anderthalb oder zwei Mal mehr schätzt als eine andere, halte ich dies für einen bedeutsamen Gruppenunterschied. Insofern haben auch aktuelle Musikgenres wie Indie-Rock und Techno Klassenaffinitäten. Erst recht werden Klassenbezüge sichtbar, wenn man die Genreebene verlässt und sich Subszene und Cliques zuwendet: In der Manier von Willis (1981) und Becker et al. (1984) ist es noch immer möglich, Cliques oder Publika aufzuspüren, deren ästhetische Ausdrucksformen in klassenspezifischen Traditionslinien der 1960er und 1970er Jahre stehen (Otte 2009). So lässt sich resümieren: Seit sich 1955 mit dem Rock'n'Roll die kulturindustrielle Ära der Jugendkulturen vollends durchsetzte, folgen popkulturelle Genrepräferenzen im Querschnitt *aller* Jugendlichen Klasseneinflüsse in geringem bis moderatem Maß – die Rede von

15 Wohlgemerkt zeigt sich die Stabilität trotz der im Beobachtungszeitraum erfolgten Bildungsexpansion, die mit einer starken Zunahme und Heterogenisierung der Gymnasiasten einherging. Der Stabilitätsbefund deutet an, dass der Schulbesuch gegenüber der sozialen Herkunft eigenständige Wirkungen zeitigt, denn die Bildungsexpansion sollte in Richtung einer Einebnung der Bildungseffekte arbeiten. Zu den relativen Effekten von Elternhaus und Schule auf die Präferenzgenese besteht Forschungsbedarf (North/Hargreaves 2008; Otte 2008).

gruppenübergreifenden Interessen Jugendlicher ist durchaus berechtigt (Parsons 1942; Coleman 1961).¹⁶ Wählt man wie die CCCS-Mitarbeiter *Extremfälle* aus, sind klassenästhetische Kontinuitäten bis heute beobachtbar.

Deutlich wird damit auch, dass der Faktor „Klasse“ im *gesamten* Beobachtungszeitraum nicht ausreicht, um jugendliche Musikpräferenzen und Szenebindungen angemessen zu erklären. Während die Klassenkulturthese immerhin *einen* Einflussfaktor benennt und sozialisationstheoretisch begründet, steht der Wert der Individualisierungsthese stärker in Frage, da ihr handlungstheoretischer Informationsgehalt gegen Null strebt. Wie Beck (2008: 303) betont, beschreibt Individualisierung ein „makrosoziologisches Phänomen“, doch „[e]s bleibt offen, wie die Individuen damit umgehen.“ Dem seit Jahrzehnten ungelösten Rätsel, warum sich Jugendliche in unterschiedlichem Maß Jugendkulturen anschließen, welchen sie sich verpflichtet fühlen, warum sie anderen gegenüber oft heftige Aversionen entwickeln und welche sozialen Konsequenzen aus jugendkulturellen Bindungen resultieren, kommt man so nicht auf die Spur. Aus diesem Grund wurde die im Fahrwasser der Individualisierungsthese praktizierte, oft wenig erhellende Jugendforschung vereinzelt als „strukturloser Subjektzentrismus“ (Bauer 2002: 130) oder „Desinformation“ (Eckert 2003) gebrandmarkt. Zu leugnen ist keineswegs, dass neuere ethnographische Studien auch aufschlussreiche Erkenntnisse enthalten, etwa zur inneren Organisation von Jugendszenen (Hitzler et al. 2001) oder zur Funktion „subkulturellen Kapitals“ (Thornton 1996). Doch bedarf es dazu keiner Individualisierungsannahmen – und waren nicht Szenen früher nach einer ähnlichen Logik organisiert (vgl. am Beispiel Jazz Becker 1951)? Wie schon Allerbeck und Rosenmayr (1976) eingefordert haben, stellt sich der Jugendforschung die Aufgabe, kumulativ Antworten auf Grundfragen zu finden; dazu eignen sich Zeitdiagnosen kaum (vgl. weiterführend Otte 2009).

Mein Beitrag impliziert keine Aussagen zur Bewährung der Individualisierungsthese in anderen soziologischen Forschungsgebieten. Er stellt lediglich die gängige Diagnose eines Wandels von klassenkulturell gebundenen zu entstrukturierten Jugendkulturen in Frage – und auch in dieser Hinsicht sind die Befunde durch weitere Evidenz zu erhärten. Der Beitrag wirft aber exemplarisch ein Licht auf ein allgemeines Problem der in vielen Teilsoziologien anzutreffenden Allianz

16 Möglicherweise fand eine Annäherung der Klassen bereits in den 1920er Jahren statt, die als Epoche verstärkter Grenzüberschreitungen zwischen Kunst und Unterhaltung gelten können (Gendron 2002). Aufschlussreich ist dafür eine der ältesten Umfragen zum Kulturkonsum, die Fromm (1980) in mehreren deutschen Regionen 1929 durchgeführt hat. Die Odds Ratios für die bevorzugten Buchgenres und Theaterstücke liegen im Kontrast von Angestellten und Arbeitern meist zwischen 1,0 und 3,0 (berechnet nach Fromm 1980: 153, 163). Für Film- und Jazzpräferenzen weist Fromm keine Aufgliederung nach Berufen aus – ein Hinweis darauf, dass die Klassendifferenzen dort gering gewesen sein müssen. Bereits diese Studie deutet auf graduelle anstatt fundamentale Klassenunterschiede hin.

aus zeitdiagnostischer Trendbehauptung und qualitativer Fallstudie: Die Komplexität von Einzelfällen verleitet zu der Annahme, früher sei die soziale Welt klar strukturiert gewesen; die Individualisierungsthese liefert die vermeintliche Erklärung für die mitunter bloß mangelnde Ordnungsleistung der Sozialforscher bei ihrer Datenauswertung. Dringend angeraten sind einerseits die materialgestützte Historisierung qualitativer Befunde, andererseits die quantitative Bestimmung des Ausmaßes der Strukturiertheit sozialer Tatsachen.

Literatur

- Allerbeck, Klaus R. und Wendy J. Hoag (1984): „Umfragereplikation als Messung sozialen Wandels. Jugend 1962-1983.“ Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 36: 755-772.
- Allerbeck, Klaus R. und Leopold Rosenmayr (1976): Einführung in die Jugendsoziologie. Theorien, Methoden und empirische Materialien. Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Baacke, Dieter und Wilfried Ferchhoff (1993): „Jugend und Kultur.“ S. 403-445 in: Heinz-Hermann Krüger (Hg.): Handbuch der Jugendforschung. 2., erweiterte und aktualisierte Auflage. Opladen: Leske + Budrich.
- Bauer, Ullrich (2002): „Selbst- und/oder Fremdsocialisation: Zur Theoriedebatte in der Sozialisationsforschung. Eine Entgegnung auf Jürgen Zinnecker.“ Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 22: 118-142.
- Beck, Ulrich (1983): „Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten.“ S. 35-74 in: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Schwartz.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (2008): „Jenseits von Klasse und Nation: Individualisierung und Transnationalisierung sozialer Ungleichheiten.“ Soziale Welt 59: 301-325.
- Becker, Helmut, Jörg Eigenbrodt und Michael May (1984): Pfadfinderheim, Teestube, Straßenleben. Jugendliche Cliques und ihre Sozialräume. Frankfurt a. M.: Extrabuch.
- Becker, Howard S. (1951): „The Professional Dance Musician and his Audience.“ American Journal of Sociology 57: 136-144.
- Behne, Klaus-Ernst (1986): Hörertypologien. Zur Psychologie des jugendlichen Musikgeschmacks. Regensburg: Bosse.
- Bonfadelli, Heinz, Michael Darkow, Josef Eckardt, Bodo Franzmann, Rainer Kabel, Werner Meier, Hans-Dieter Weger und Joachim Wiedemann (1986): Jugend und Medien. Eine Studie der ARD/ZDF-Medienkommission und der Bertelsmann-Stiftung. Frankfurt a. M.: Metzner.
- Butters, Steve (1976): „The Logic of Enquiry of Participant Observation: A Critical Review.“ S. 253-273 in: Stuart Hall und Tony Jefferson (Hg.): Resistance through Rituals. Youth Subcultures in Post-war Britain. London: Routledge.

- Clarke, John, Stuart Hall, Tony Jefferson und Brian Roberts (1976): „Subcultures, Cultures and Class: A Theoretical Overview.“ S. 9-74 in: Stuart Hall und Tony Jefferson (Hg.): *Resistance through Rituals. Youth Subcultures in Post-war Britain*. London: Routledge.
- Cohen, Phil (1997 [1972]): „Subcultural Conflict and Working-Class Community.“ S. 90-99 in: Ken Gelder und Sarah Thornton (Hg.): *The Subcultures Reader*. London/New York: Routledge.
- Coleman, James S. (1961): *The Adolescent Society. The Social Life of the Teenager and its Impact on Education*. New York: Free Press.
- Denisoff, R. Serge und Mark H. Levine (1972): „Youth and Popular Music. A Test of the Taste Culture Hypothesis.“ *Youth and Society* 4: 237-255.
- Dollase, Rainer, Michael Rösenberg und Hans J. Stollenwerk (1974): *Rock People oder Die befragte Szene*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Eckert, Roland (2003): „Orientierung oder Desinformation? Eine Kritik jugendsoziologischer Erklärungsroutinen.“ S. 41-48 in: Jürgen Mansel, Hartmut M. Griese und Albert Scherr (Hg.): *Theoriedefizite der Jugendforschung. Standortbestimmung und Perspektiven*. Weinheim/München: Juventa.
- Ennis, Philip H. (1992): *The Seventh Stream. The Emergence of Rock'n'Roll in American Popular Music*. Hanover: Wesleyan University Press.
- Farin, Klaus (2001): *Generation-kick.de. Jugendsubkulturen heute*. München: Beck.
- Feierabend, Sabine und Walter Klingler (2003): „Medienverhalten Jugendlicher in Deutschland.“ *Media Perspektiven* 10/2003: 450-462.
- Ferchhoff, Wilfried (1999): *Jugend an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile. 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage*. Opladen: Leske + Budrich.
- Ferchhoff, Wilfried und Thomas Olk (1988): „Strukturwandel der Jugend in internationaler Perspektive.“ S. 9-30 in: dies. (Hg.): *Jugend im internationalen Vergleich. Sozialhistorische und sozialkulturelle Perspektiven*. Weinheim/München: Juventa.
- Fine, Gary Alan und Sherry Kleinman (1979): „Rethinking Subculture: An Interactionist Analysis.“ *American Journal of Sociology* 85: 1-20.
- Fröhner, Rolf, unter Mitarbeit von Wolfgang Eser und Karl-Friedrich Flockenhaus (1956): *Wie stark sind die Halbstarcken? Beruf und Berufsnot, politische, kulturelle und seelische Probleme der deutschen Jugend im Bundesgebiet und Westberlin*. Bielefeld: von Stackelberg.
- Fromm, Erich (1980 [1937]): *Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches. Eine sozialpsychologische Untersuchung*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Fuchs, Werner (1983): „Jugendliche Statuspassage oder individualisierte Jugendbiographie?“ *Soziale Welt* 34: 341-371.
- Gendron, Bernard (2002): *Between Montmartre and the Mudd Club. Popular Music and the Avant-Garde*. Chicago: Chicago University Press.
- Gillis, John R. (1980 [engl. 1974]): *Geschichte der Jugend. Tradition und Wandel im Verhältnis der Altersgruppen und Generationen in Europa von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*. Weinheim: Beltz.

- Gleavrec, Hervé und Michel Pinet (2009): „La ‚Tablature‘ des Goûts Musicaux: Un Modèle de Structuration des Préférences et des Jugements.“ *Revue Française de Sociologie* 50: 599-640.
- Hartwich-Wiechell, Dörte (1974): *Pop-Musik. Analysen und Interpretationen*. Köln: Arno Volk.
- Hitzler, Ronald, Thomas Bucher und Arne Niederbacher (2001): *Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute*. Opladen: Leske + Budrich.
- Jaide, Walter (1988): *Generationen eines Jahrhunderts. Wechsel der Jugendgenerationen im Jahrhunderttrend. Zur Sozialgeschichte der Jugend in Deutschland 1871 bis 1985*. Opladen: Leske + Budrich.
- Johnstone, Josée und Shyon Baumann (2007): „Democracy versus Distinction: A Study of Omnivorousness in Gourmet Food Writing.“ *American Journal of Sociology* 113: 165-204.
- Keuchel, Susanne (2006): „Das 1. Jugend-KulturBarometer – Zwischen Eminem und Picasso.“ S. 19-168 in: Susanne Keuchel und Andreas Johannes Wiesand / Zentrum für Kulturforschung (Hg.): *Das 1. Jugend-KulturBarometer. ‚Zwischen Eminem und Picasso...‘* Bonn: ARCCult Media.
- Klausmeier, Friedrich (1963): *Jugend und Musik im technischen Zeitalter. Eine repräsentative Befragung in einer westdeutschen Großstadt*. Bonn: Bouvier.
- Lena, Jennifer C. und Richard A. Peterson (2008): „Classification as Culture: Types and Trajectories of Music Genres.“ *American Sociological Review* 73: 697-718.
- Lopes, Paul (2002): *The Rise of a Jazz Art World*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Mitterauer, Michael (1986): *Sozialgeschichte der Jugend*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Muggleton, David (2000): *Inside Subculture. The Postmodern Meaning of Style*. Oxford: Berg.
- Müller, Renate (1994): „Selbstsozialisation. Eine Theorie lebenslangen musikalischen Lernens.“ *Musikpsychologie* 11: 63-75. (Jahrbuch der Deutschen Gesellschaft für Musikpsychologie, herausgegeben von Klaus-Ernst Behne, Günter Kleinen und Helga de la Motte-Haber)
- Müller, Walter und Reinhard Pollak (2004): „Social Mobility in West Germany: The Long Arms of History Discovered?“ S. 77-113 in: Richard Breen (Hg.): *Social Mobility in Europe*. Oxford: Oxford University Press.
- Murdock, Graham (1973): „Struktur, Kultur und Protestpotential. Eine Analyse des jugendlichen-Publikums der Popmusik.“ S. 275-294 in: Dieter Prokop (Hg.): *Massenkommunikationsforschung. 2: Konsumtion*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Murdock, Graham und Robin McCron (1976a): „Youth and Class: The Career of a Confusion.“ S. 10-26 in: Geoff Mungham und Geoff Pearson (Hg.): *Working Class Youth Culture*. London: Routledge.
- Murdock, Graham und Robin McCron (1976b): „Consciousness of Class and Consciousness of Generation.“ S. 192-207 in: Stuart Hall und Tony Jefferson (Hg.): *Resistance through Rituals. Youth Subcultures in Post-war Britain*. London: Routledge.
- North, Adrian C. und David J. Hargreaves (2008): *The Social and Applied Psychology of Music*. Oxford: Oxford University Press.

- Otte, Gunnar (2008): „Lebensstil und Musikgeschmack.“ S. 25-56 in: Gerhard Gensch, Eva Maria Stöckler und Peter Tschmuck (Hg.): Musikrezeption, Musikdistribution und Musikproduktion. Der Wandel des Wertschöpfungsnetzwerks in der Musikwirtschaft. Wiesbaden: Gabler.
- Otte, Gunnar (2009): *Children of the Night. Soziale Hierarchien und symbolische Grenzbeziehungen in Clubs und Diskotheken.* Berlin: Freie Universität Berlin (Habilitationsschrift).
- Parsons, Talcott (1942): „Age and Sex in the Social Structure of the United States.“ *American Sociological Review* 7: 604-616.
- Peterson, Richard A. (2005): „Problems in Comparative Research: The Example of Omnivorousness.“ *Poetics* 33: 257-282.
- Polhemus, Ted (1997): „In the Supermarket of Style.“ S. 130-133 in: Steve Redhead, Derek Wynne und Justin O’Connor (Hg.): *The Clubcultures Reader. Readings in Popular Cultural Studies.* Oxford: Blackwell.
- Regev, Motti (1994): „Producing Artistic Value: The Case of Rock Music.“ *Sociological Quarterly* 35: 85-102.
- Rosenmayr, Leopold, Eva Köckeis und Henrik Kreutz (1966): *Kulturelle Interessen von Jugendlichen. Eine soziologische Untersuchung an jungen Arbeitern und höheren Schülern.* Wien: Hollinek.
- Rössel, Jörg, Rolf Hackenbroch und Angela Göllnitz (2005): „Soziale Differenzierung und Strukturwandel des Hochkulturpublikums.“ S. 225-234 in: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft (Hg.): *Jahrbuch für Kulturpolitik 2005.* Essen: Klartext.
- Savage, Mike (2006): „The Musical Field.“ *Cultural Trends* 15: 159-174.
- Schulze, Gerhard (1992): *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart.* Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Spiegel-Verlag (Hg.) (1997): *Outfit 4. Kleidung, Accessoires, Duftwässer. Codeplan.* Hamburg: Spiegel-Verlag.
- Tanner, Julian, Mark Asbridge und Scot Wortley (2008): „Our Favourite Melodies: Musical Consumption and Teenage Lifestyles.“ *British Journal of Sociology* 59: 117-144.
- Thornton, Sarah (1996): *Club Cultures. Music, Media and Subcultural Capital.* Hano-
ver/London: Wesleyan University Press.
- Vollbrecht, Ralf (1995): „Die Bedeutung von Stil. Jugendkulturen und Jugendszenen im Licht der neueren Lebensstildiskussion.“ S. 23-37 in: Wilfried Ferchhoff, Uwe Sander und Ralf Vollbrecht (Hg.): *Jugendkulturen – Faszination und Ambivalenz. Einblicke in jugendliche Lebenswelten. Festschrift für Dieter Baacke zum 60. Geburtstag.* Weinheim: Juventa.
- Weber, Max (1972 [1922]): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie.* 5. revidierte Auflage. Tübingen: Mohr.
- Wiechell, Dörte (1977): *Musikalisches Verhalten Jugendlicher. Ergebnisse einer empirischen Studie – alters-, geschlechts- und schichtspezifisch interpretiert.* Frankfurt a. M.: Diesterweg.
- Willis, Paul (1981 [engl. 1978]): *Profane Culture. Rocker, Hippies: Subversive Stile der Jugendkultur.* Frankfurt a. M.: Syndikat.

Zinnecker, Jürgen (1981): „Jugendliche Subkulturen. Ansichten einer künftigen Jugendforschung.“ Zeitschrift für Pädagogik 27: 421-440.

Zinnecker, Jürgen (1982): „Die Gesellschaft der Altersgleichen.“ S. 422-673 in: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.): Jugend '81. Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder. Band 1. Opladen: Leske + Budrich.

Zinnecker, Jürgen (1987): Jugendkultur 1940-1985. Opladen: Leske + Budrich.

Zinnecker, Jürgen (2001): „Fünf Jahrzehnte öffentliche Jugend-Befragung in Deutschland. Die Shell-Jugendstudien.“ S. 243-274 in: Hans Merckens und Jürgen Zinnecker (Hg.): Jahrbuch Jugendforschung 2000/2001. Opladen: Leske + Budrich.